



Europäische Verlagsanstalt

CEP

Als Kindersoldat in Auschwitz

Die Geschichte einer Klasse
von Thomas Gnielka

CEP Europäische Verlagsanstalt

Thomas Gnielka
Die Geschichte einer Klasse



Thomas Gnielka wurde 1928 in Berlin geboren. Im Sommer 1944 war er Schüler des Kant-Gymnasiums in Berlin-Spandau, als seine Klasse als Luftwaffenhelfer dienstverpflichtet wurde. Nach ersten Wehrübungen wurden sie zur Beaufsichtigung der für die IG Farben arbeitenden Lagerinsassen nach Auschwitz geschickt. Nach dem Krieg verarbeitete er seine Erlebnisse unter dem Titel „Die Geschichte einer Klasse“ zu einem Roman, der allerdings fragmentarisch blieb. Später arbeitete er als politischer Journalist – davon viele Jahre bei der Frankfurter Rundschau. Er starb 36-jährig an Krebs.

Werner Renz, Studium der Germanistik und Philosophie an der Frankfurter Goethe-Universität, ist für die Bibliothek und das Archiv des Fritz Bauer Instituts in Frankfurt am Main zuständig. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Geschichte der Frankfurter Auschwitz-Prozesse, Geschichte des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau. Zahlreiche Veröffentlichungen dazu.

Kerstin Gnielka ist eine Tochter von Thomas Gnielka. Studium der Germanistik und Amerikanistik an der Freien Universität Berlin. Ausbildung als Schauspielerin und Theaterpädagogin. Sie arbeitet in der Sektion Literatur der Akademie der Künste in Berlin.

Als Kindersoldat in Auschwitz
Die Geschichte einer Klasse
Romanfragment von Thomas Gnielka
Mit einer Dokumentation

Herausgegeben von Kerstin Gnielka und Werner Renz

CEP Europäische Verlagsanstalt

© e-book Ausgabe CEP Europäische Verlagsanstalt,
Hamburg 2014

eISBN 978-3-86393-526-9

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung, Vervielfältigung (auch fotomechanisch), der elektronischen Speicherung auf einem Datenträger oder in einer Datenbank, der körperlichen und unkörperlichen Wiedergabe (auch am Bildschirm, auch auf dem Weg der Datenübertragung) vorbehalten.

Informationen zu unserem Verlagsprogramm finden Sie im Internet unter www.europaeische-verlagsanstalt.de

Inhalt

Editorial

Die Geschichte einer Klasse

Exposé und Inhalt

Dokumentation

*Artikel und Dokumentationen zum Auschwitz-Prozess von
Thomas Gnielka*

Die Henker von Auschwitz

Gesucht werden tausend Mörder

Die Biedermänner mit den blutigen Händen

Wie der Prozess nach Frankfurt kam

Notizen einer Reise nach Polen

Claudia Michels

Auf dem Büfett lagen die Erschießungslisten

Norbert Frei

Die Aufklärer und die Überlebenden

Lebenslauf von Thomas Gnielka

„Ob das Leben ein Roman ist von fünfhundert Seiten oder eine Novelle von nur sieben macht seinen Wert nicht aus. In diesem Sinne war Thomas' Leben auch erfüllt ...“ schrieb meine Mutter Ingeborg Euler-Gnielka im Antwortbrief auf die vielen Beileidsbekundungen, die nach dem frühen Tod meines Vaters im Januar 1965 bei der Familie eintrafen.

Für meine vier Geschwister und mich ist es bewegend, dass nun, fast 50 Jahre nach dem Tod unseres Vaters, „Die Geschichte einer Klasse“ veröffentlicht wird – der Roman, den unser Vater unbedingt schreiben wollte und der fragmentarisch bleiben musste, weil die Arbeit als investigativer Journalist ihm zur Fertigstellung keine Zeit mehr ließ.

Unser großer Dank gilt Irmela Rütters (Europäische Verlagsanstalt), Werner Renz (für das Fritz Bauer Institut), Norbert Frei, Claudia Michels (Frankfurter Rundschau), Elisabeth Bartel und Giulio Ricciarelli (Drehbuchautoren des Kinofilms „Im Labyrinth des Schweigens“), die die Arbeit unseres Vaters neu entdeckt und gewürdigt haben.

Kerstin Gnielka, im Namen der fünf Kinder von Thomas Gnielka

Widmung

Für Thomas Gnielka und Ingeborg Euler-Gnielka
Für Fritz Bauer und alle Aufklärer von NS-Verbrechen
Für alle Opfer der NS-Verbrechen

Berlin, 10. Januar 1944

„Ihr sollt nicht stramm stehen. Ihr sollt nicht dienen! Ihr sollt frei sein! Zeigt es ihnen!“

Unser alter Studienrat steht, das Buch in der Hand, am Fenster. Er schluckt. Wie immer, wenn er liest, hat er die Brille weit auf die Stirn geschoben. Sie verschwindet fast in seinen dichten Haaren.

„Guck mal“, sagt der kleine Mähliß neben mir, „das liest er auswendig.“

„Und wenn sie euch kommen und drohen mit Pistolen – Geht nicht! Sie sollen euch erst einmal holen!

Keine Wehrpflicht!

Keine Soldaten!

Keine Monokelpotentaten!

Keine Orden! Keine Spaliere!

Keine Reserveoffiziere!

Ihr seid die Zukunft!“

Ich sehe zu ihm hin und merke, dass er weint. Das Buch ist ganz nass. Die Sonne, die durch das Fenster hereinscheint, spiegelt sich in der Nässe auf den Seiten. Ich habe einen Kloß im Hals. Das ist so peinlich. Ich kann jetzt auf keinen Fall zu Muther hingucken, der hat immer so ein Backpfeifengesicht. Ich muss aber doch hinsehen und merke, dass er totenblass ist. Scheuermann vor mir sucht fieberhaft etwas in seiner Jackentasche und findet es nicht. Was sucht er denn bloß, denke ich.

„Schüttelt es ab, das Knechtschaftsband!

Wenn ihr nur wollt, seid ihr alle frei!

Euer Wille geschehe! Seid nicht mehr dabei!

Wenn ihr nur wollt: bei euch steht der Sieg!

Nie wieder Krieg!

Er schreit die letzten Worte laut. Sie hallen noch eine Weile nach. Er soll nicht so schreien, denke ich. Draußen fährt eine StraÙebahn vorbei. Man kann die Stange am Fahrdraht vorüber rutschen sehen. Ich fahre auf, weil ich eine Tür klappen höre. Der Platz am Fenster ist leer. Der lange Spengler steht auf, geht langsam zum Katheder und nimmt einen kleinen Stapel zusammengefalteter Papierbogen in die Hand.

Er hat das Gedicht abgetippt, sagt er, „Zwanzig Stück, für jeden eins.“

Ich gebe meiner Mutter die Hand, nehme meine Aktentasche und gehe durch den Garten auf die Straße. Mutter kocht gerade Rotkohl. Das riecht man bis hierher. Ich will noch meinen Freund Wolfgang abholen und klinge deshalb an der Nummer acht unserer Straße. Drinnen höre ich die weinerliche Stimme von Frau Scheuermann, die ununterbrochen redet. Wolfgang macht die Tür auf.

Seine beiden Schwestern packen allen möglichen Kram, den ihre Mutter ihnen gibt, in einen großen Koffer. Er steht dabei und ist wütend. Das merke ich daran, dass er sich hin und wieder ans Ohrläppchen greift. Seine Mutter dreht ihn an der Schulter geschäftig um sich selbst, wie eine Schneiderpuppe und sieht nach, ob alle Knöpfe fest sind. Ich bedauere ihn und will ihm zur Hilfe kommen.

„Was soll das alles“, sage ich laut, „morgen können Sie den Kram sowieso wieder abholen, da braucht er von Ihnen nichts mehr.“

Frau Scheuermann sieht mich verständnislos an – wie blöde, denke ich – und fängt dann an zu weinen. Das sieht unanständig aus. Ihr dicker Busen wackelt im Takt des Schluchzens immer rauf und runter.

„Ach Gott, ach Gott, ach Gott“, „sagt sie ununterbrochen. Ich drehe mich um und sehe aus dem Fenster.

„Mach schnell“, sage ich, „Wir müssen um zehn Uhr dort sein.“

Im Spiegelbild der Scheibe kann ich sehen, wie Frau Scheuermann ein Gesangbuch in den halbgepackten Koffer steckt.

„Komm“, sage ich und nehme Wolfgang am Arm. Die Tür schlägt hinter uns zu.

Auf dem Birkenweg kommt uns Frau Schulz entgegen. Sie hat es auch schon gehört. Es hat sich scheinbar schnell rumgesprachen. In der einen Hand hat sie eine speckige, lederne Einkaufstasche und in der anderen trägt sie die Marken.

„Ich freue mich so für Sie“, quäkt sie. Eine Stimme, wie ne Gießkanne, sagt Wolfgang sonst immer. Ihre leicht schielenden Basedowaugen sind von unangenehmer Rührung. Vorn im Mantelausschnitt sieht man das schmutzige Weiß ihres Unterrocks.

Ihr Sohn ist vor drei Wochen auf dem Zoobunker gefallen. Volltreffer.

In der Traueranzeige in der Spandauer Zeitung stand: In stolzer Trauer! Frauenschaftsleiterin des Bezirkes Spandau-Hakenfelde.

Der Mann ist Postbeamter und sammelt bei uns die Pfundspende ein. Er entschuldigt sich immer, wenn er bei uns klingelt.

In der Straßenbahn treffen wir Knauff. Er sitzt am Fenster, hat seine Schultasche auf den Knien und kaut nachdenklich an einem Brot.

„Schön wärs ja“, sage ich leise. Wolfgang holt die Briefftasche aus dem Jackett, um zu bezahlen.

Ein kleines Heft fällt dabei auf den Boden.

„Sieh mal, hier hab ich noch ne Cäsarklatsche“, sagt er zu Knauff.

Wir stehen im Zimmer unseres Direktors um den großen Schreibtisch. Oberstudiendirektor Krüger sitzt in seinem Sessel. Er spielt mit seinen Händen. Jeden einzelnen Fingernagel sieht er sich ganz genau an. Das tut er immer, wenn ihm etwas unangenehm ist. Dann blickt er auf.

„Darf ich Ihnen, Herr Leutnant, meine Obertertia vorstellen“, sagt er.

Der junge Leutnant verbeugt sich dankend.

Er sieht hübsch aus in seiner Uniform, muss ich denken.

Dr. Krüger ist aufgestanden. Seine lange, hagere Gestalt ist vornübergebeugt. Die Röhrenhosen haben ausgebeulte Knie. Er hat nichts zu essen und raucht Pfefferminztee. Das weiß ich von seiner Tochter, die öfter mit uns spricht. Seine rechte Hand hat er auf den Kopf einer griechischen Jünglingsstatue gelegt, die auf dem Tisch steht. Die Figur hat ein Schwert in der Hand, auf das sie sich stützt.

„Das“, sagt er leise, „ist die Seite, die ich bei den Lehrmeistern unserer humanistischen Erziehung nicht verstehen kann.“

Er sieht wieder auf seine Hände. Sie sind ganz schmal und weiß.

Muther, der hinten steht, macht ihn nach. Er sieht grinsend auf seine Hände und macht sich an seinen schmutzigen Nägeln zu schaffen. Spengler stößt ihm seinen Ellenbogen in die Seite, dass er schmerzverzerrt aufhört.

„Ich habe hier eine kleine Sammlung von Reden unseres Freundes Sokrates. Es ist eine Feldpostausgabe. Man kann sie leicht in die Tasche stecken.“

Er tritt vor jeden Einzelnen und gibt ihm das Buch. Vor dem kleinen Mähliß bleibt er etwas länger stehen. Dann geht er zu seinem Schreibtisch und macht sich an den dort liegenden Papieren zu schaffen.

Wir warten noch eine Weile, dann gehen wir hinter dem Leutnant durch die Tür. Ich mache sie leise zu. Am Schreibtisch sehe ich noch einmal die lange, dünne Gestalt. Sie dreht sich nicht um.

Wolfgang blättert auf der Treppe in seinem Buch. Ich sehe plötzlich, wie er stutzt und es dann hastig in die Manteltasche steckt.

Im Omnibus schlage ich das Bändchen auf. Auf der ersten Seite stehen einige Zeilen in der sorgfältigen, kleinen Handschrift unseres Direktors.

„Wenn du mich einmal brauchst“, steht dort.

Und dann die Adresse eines Landhauses in Mecklenburg. Er hat es vor zwei Jahren von einer Verwandten geerbt.

Ich reiße die Seite raus und stecke sie in ein Seitenfach meiner Briefftasche.

Ich fahre auf. Die Starkstromglocken schrillen durch die Baracke. Fünfmal hintereinander. Vorspiel. Ich klettere aus meinem Bett und ziehe mich hastig um. Spengler ist schon fertig. Wieder gehen die Glocken.

Alarm!

Wir laufen aus der Baracke zu unseren Deckungsgräben. Drüben, an den Geschützen heulen schon die Elektromotoren. Dunkle Gestalten zerrn die schweren Flanken herunter. Ein Rohr nach dem anderen hebt sich auf 45 Grad. Wir stehen in unseren Gräben, frieren und warten.

„Ab morgen können wir noch mehr wetzen“, sagt Spengler. „Ich mach K 1 bei Anton.“

Warum sagt er das, denke ich ärgerlich, das wissen wir doch alle. Ich habe auf mich selbst Wut.

„Total versturt“, sage ich laut.

Wenn man über irgendetwas nachdenken will, ist doch immer nur das eine im Gehirn. Vierzehn Tage haben wir es jetzt ununterbrochen zu hören bekommen:

K 1 bedient die Höhenrichtmaschine. Umschalthebel von „Hand“ auf „Motor“. Kurzschlussschieber langsam auf „ein“. Deckt laufend Kommandozeiger mit Folgezeiger ab. K 2 bedient die Seitenrichtmaschine. Umschalthebel von „Hand“ auf ...

Ich sehe plötzlich, dass die vier Geschützrohre schon seit einiger Zeit in eine andere Richtung zeigen. Viele Scheinwerfer sind jetzt am Himmel.

„Heute wird's ernst“, sagt Scheuermann.

Die Feuerglocke. Wir ducken uns unwillkürlich. Man hört das harte Klacken der elektrischen Ladeeinrichtungen. Dann kracht es 4-mal kurz hintereinander.

In der blendenden Helle des Mündungsfeuers sehe ich, dass der kleine Mähliß die Finger in die Ohren gesteckt und den Mund weit aufgerissen hat. Das sieht furchtbar komisch aus. Ich will lachen.

Die nächste Salve.

Dann ist wieder Ruhe. Bei den Geschützen hört man, wie die Kartuschen über den Wall geworfen werden.

Aus der Richtung des Flugplatzes Staaken ist das Geräusch landender Flugzeuge zu hören.

„Die Nachtjäger kommen zurück, wir können gleich pennen gehen“, sagt Spengler.

Ich sehe, dass der kleine Mähliß neben mir zittert.

„Kalt?“, frage ich.

„Ja, ich hab nur einen Schlafanzug drunter“, sagt er.

Der Stahlhelm ist ihm auf ein Ohr gerutscht. Er sieht aus, wie besoffen.

Unteroffizier Ziegenbalg steht auf dem Grabenrand.

„Ihr könnt wieder reingehen. Es ist Schluss.“ Er sächzelt.

Wir gehen zurück in unsere Baracke.

Der kleine Mähliß steht unter der Lampe und zieht sich aus.

Er ist vollständig angezogen unter dem Mantel.

Das Geschütz dreht sich so, wie ich es will. So, wie der kleine Zeiger vor mir in dem Empfänger anzeigt, soll ich es einstellen. So ist die Vorschrift. Spengler sitzt neben mir auf dem zweiten Sitz und richtet die Höhe ein. Er ist ruhig und guckt nur auf seinen Zeiger.

Ob er Angst vor dem Knall hat, muss ich denken. Ich habe Angst. Wir waren bisher noch nicht am Geschütz, wenn geschossen wurde. Es soll sehr laut sein, und man soll den Mund aufmachen, hat der Unteroffizier Wünsche gesagt.

Er steht auf einem Tritt neben dem Verschluss und hat die Kopfhörer um. Keiner kann ihn leiden, und die anderen haben mich bedauert, dass ich zu ihm gekommen bin. Gestern durfte ich nicht ins Kino gehen, weil die Stube nicht sauber war, als er kam.

Flugzeuge scheinen näherzukommen. Mein Zeiger steht jetzt ruhig. Der Spengler stellt das Rohr immer höher. Anflug auf Batterie ist das.

Wenn ich fünf Striche daneben einstelle, dann sind das fast fünf Kilometer neben dem Ziel. Es kann keiner merken. Auch der Unteroffizier nicht. Er kann vom Verschluss aus nicht auf meine Skala gucken.

„Feuerpause“, sagt Wünsche.

Ich lasse das Geschütz herumlaufen bis zu der Markierungsmarke. Dorthin muss das Rohr immer zeigen, wenn die Geschütze in Ruhe stehen.

Aus der Stadt hört man Schießen und Bombeneinschläge.

„Das ist der Zoobunker“, sagt der Unteroffizier. „Wir erwischen sie, wenn sie zurückkommen.“

„Meinst Du, dass es laut knallt?“, sage ich zu Spengler.

Er holt ein Stück Brot aus der Tasche und beißt hinein.

„Weiß nicht“, sagt er. „Ist ja auch wurscht. Mehr als der Kopp platzen, kann dir ja nicht.“

Ich sehe, dass er sich Watte in die Ohren gesteckt hat. Baum hat aber gesagt, das sei Quatsch, das mache es nur

schlimmer. Ich sage es Spengler aber nicht. Er macht immer so nen Ruhigen und wird von Wünsche oft gelobt deswegen. Ich weiß aber, dass er Angst hat.

Baum ist schon drei Jahre dabei und hat einen Bauernhof und einen Jungen, der genau so alt ist, wie wir. Er ist aber krank und kann nicht eingezogen werden. Die anderen Kinder sind noch kleiner. Baum macht Ladekanonier. Er hat ein rotes, aufgesprungenes Gesicht und eine Hakennase. Kasperkopp sagt Spengler dazu.

„Flugzeug drei rechts“, sagt Wünsche.

Ich lasse das Geschütz herumlaufen und stelle die Werte ein, die der Zeiger jetzt wieder angibt. Wenn sie schießen lassen, mache ich ein paar Striche daneben, denke ich. Ich will nicht schießen. Es knallt so laut.

Baum hört etwas schwer. Das kommt bestimmt vom Knallen.

„Es wird Gruppenfeuer geschossen“, sagt der Unteroffizier.

Wenn ich hochgucke, kann ich das Flugzeug sehen. Es ist im Schnittpunkt von vier Scheinwerfern. Beinahe über uns.

„Fertigmachen“, sagt der Unteroffizier.

Ein Rauschen ist zu hören. Es übertönt die Motoren des Geschützes und wird lauter.

„Ducken! Diese Schweine. Er bepflastert uns“, sagt Baum.

Ganz in der Nähe schlägt es ein. Ich kann den Luftzug der Explosion spüren. Ein Brand flackert auf drüben zwischen den Häusern.

„Gruppe“, sagt Wünsche.

Die Feuerglocke klingelt, während er das sagt.

Sie bepflastern uns, diese Schweine, denke ich und stelle die Werte genau ein.

„Hülsen raustragen“, sagt Wünsche, „aber Vorsicht, sind heiß.“

Wir nehmen die Hülsen und werfen sie über den Wall.

„Hast du was gemerkt“, frage ich Spengler.

„Nee“, sagt er und beißt von seinem Kanten ab.

„Ich auch nicht. Haben uns beschmeißen wollen. Diese Schweine“, sage ich.

Beckmann, der immer die Munition trägt, hat die Hülsen gezählt.

„Dreiundsechzig Schuss“, sagt er zu Wünsche.

Er ist so stark, dass er in jede Hand eine Granate nehmen und damit Kniebeugen machen kann. Er hat keine Freunde und in seinem Schrank ein Bild mit einem Fischerboot. Das guckt er sich jeden Tag nach dem Aufstehen an. Mit seinen Stubenkameraden redet er selten. Das hat mir Baum erzählt.

„Na, wie wars“, fragt Wünsche.

Er steht zwischen mir und Spengler.

„Prima“, sage ich. „Denen haben wir es gegeben. Haben uns in die Stellung schmeißen wollen. Die Schweine.“

„Na, na“, sagt Wünsche. „Nicht so hitzig, junger Freund.“

„Lass mal“, sagt Beckmann. „Das gibt sich.“

Wir marschieren auf den Bahndamm zu. Wenn der Oberleutnant den Befehl gibt, lasse ich mich hinfallen, wie die anderen auch. Wolfgang liegt schräg vor mir und gräbt kleine Löcher. Man kann den Weg verfolgen, den wir querfeldein gelaufen sind. Wolfgang's Löcher haben ihn markiert.

Er macht ein Gesicht, wie ein Mensch, dem sie das Gehirn gestohlen haben, während seine Hände die Erde zur Seite scharren. Es ist gut so zu liegen und zu verschnaufen.

Der Oberleutnant geht herum und guckt nach, ob alle vorschriftsgemäß liegen.

„Sie haben wohl geistigen Dünnschiss“, sagt er zu Wolfgang, als er die Löcher sieht.

„Ihnen werden die Haxen abgeschossen werden, wenn Sie sich im Ernstfall so hinschmeißen.“

Er hat eine Stimme wie Haifischhaut. Jedes Mal, wenn sie in mein Bewusstsein taucht, schmirgelt sie ein Stückchen